

Nr. 255 Bydgoszcz/ Bromberg, 8. November 1938

Die Freien vom Freital

Ein Roman aus den Bergen
von André Mairock

(8. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Der Schultheiß faltete das Schriftstück zusammen. Sonst rührte sich nichts in der Stube. Wie hingegossene Figuren saßen die drei Geschwister da, ohne Leben, ohne Regung, und nur über die bleichen Gesichter ging ein Zucken.

Dann richtete sich Johannes Aigner auf und wandte ihnen sein Gesicht zu, das selbst große innerliche Erregung verriet: „Als Schultheiß des Schwarztanns erklär ich den letzten Willen eures Vaters für recht und billig und fordere von euch den schuldigen Gehorsam! — Und dich, Heinrich Schrund, grüß ich als Scheibenhofer und als Freien vom Freital!" Damit streckte er dem jungen Künstler die Hand hin.

Heinrich stand auf, griff achtlos nach der Hand des Schultheißen und folgte ihm dann willenlos an den Tisch, wo er seinen Namen unter ein Schriftstück setzte. Als er zurücktrat, streifte sein Blick die beiden Frauengestalten, die immer noch reglos auf ihren Stühlen hockten und starr vor sich auf den Boden blickten. Einen Augenblick überlegte er, ob es wohl schicklich wäre, daß er jetzt vor sie hinträte, um ein gutes, brüderliches Wort zu ihnen zu sagen. Da hob Hanne eben den Kopf, und aus ihren Augen traf ihn ein Blick voll trotziger Empörung, so daß er seinen Vorsatz sofort wieder fallen ließ.

Dann winkte der Schultheiß auch die beiden Frauen zu sich an den Tisch, wo auch sie ihren Namen unter das Schriftstück schreiben mußten.

An der Türe trat ihnen der Schultheiß noch einmal entgegen: „I schließ mich dem Wunsch eures toten Vaters an: Lebt miteinander im Frieden und vertragt euch! M'r gehn bösen Zeiten entgegen, und es brauchts schon, daß m'r zammhalten wie Eisen!" Darauf reichte er jedem einzelnen der Geschwister die Hand und entließ sie dann ebenso feierlich, wie er sie empfangen hatte.

Ein Stück weit gingen die Geschwister nebeneinander her durch das sonntäglich stille Dorf. Keines sprach ein Wort, und gerade in diesem hartnäckigen Schweigen zeigte sich die unerhörte Aufwallung ihrer Gemüter; jedes suchte unter dem Schweigen zu verbergen, wie es in Wahrheit um ihr Inneres beschaffen war, und zu einer Lüge waren sie alle zu ehrlich . .

Auf die Länge konnte Heinrich das nicht ertragen. Er blieb plötzlich mitten auf der Straße stehen. „Ich geh nochmals auf den Friedhof", sagte er dumpf.

Die Weiber nickten, ohne aufzuschauen, und zogen ihren Weg weiter.

Er aber lief dem Kirchsteig zu und ging hinauf in den Gottesacker. Er wußte nicht, was er dort noch zu tun gehabt hätte, er wollte sich nur befreien von dem unerhörten Druck, der auf seiner Seele lastete, befreien aus der Gesellschaft seiner Stiefschwestern, die in ihrem verbissenen Schweigen wie zwei Gerichtete neben ihm hergegangen waren. Freilich war es nicht leicht für sie, zumal für Hanne, die gewohnte und geliebte Herrschaft an den jüngeren Bruder abzutreten. Aber es war ja nicht seine Schuld, daß es so gekommen war: er selbst litt wohl unter diesem Entscheid am allermeisten; neue Schwierigkeiten türmten sich jetzt vor ihm auf, seine ganzen Pläne waren mit einemmal zerschlagen, seine Zukunft vernichtet, sein Glück erschüttert . . . und vor allem war sein Inneres so zerrissen und wie in zwei große, schwere Fragen gespalten: zwei Schwüre lasteten auf seiner Brust, zwei Schwüre, die sich wie die Degen kreuzten; denn die Einlösung des einen forderte den Bruch des anderen. Und Schwüre sind dem Schwarztannler heilig! —

So stand er eine Weile vor dem Grab des Vaters und starrte auf den Hügel nieder, als müßte sich die schwarze Decke heben, damit der Vater noch einmal seinem Grab entsteigen könnte. Aber der Mund des Vaters, der allein noch das erlösende Wort hätte sprechen können, war für ewige Zeiten verstummt . . . „Ich bin im Schwarztann geboren, mein Vater ist ein Freier vom Freital, und ich — ich bin sein einziger Sohn . . ." Furchtbar hörten sich diese Worte jetzt an, ganz anders als damals, als er sie das erstemal ausgesprochen hatte; denn damals war ihm das sonnige, lachende Glück zur Seite gestanden. Und heut war er allein, ganz allein, und stand mitten im Schwarztann. — — Hatte der Vater denn nicht geahnt, daß sein Sohn nicht mehr zurück wollte, nicht mehr zurück konnte von der Welt draußen? — — Nein; denn sonst hätte er ja sein Testament erneuern müssen! — Oder doch? Wollte er sich vielleicht gar an seinem Treubruch rächen? — Hätte er ihm doch die ganze Wahrheit gesagt! Ein Tor war er! — — Aber er hatte sich ja nur vor den dunklen Gesetzen des Schwarztanns gefürchtet, gefürchtet für sein Glück, vor dem Urteilsspruch der Freien vom Freital! — — Ja, das war es: darum hatte er geschwiegen! — — Und jetzt war es zu spät . . .

Immer stärker stürmten die Gedanken auf Heinrich ein, aber keiner brachte eine Lösung, keiner einen Trost; es waren lauter Fragen ohne Antwort. — Nein, auch das war nicht der rechte Ort, um soviel Ruhe zu finden, daß man einmal richtig überlegen konnte, was zu tun war. — — Der Schultheiß? Sollte er dem die Wahrheit sagen? — — Nein! Nie! Was wußte der Schultheiß von einem jungen liebenden Herzen? Auch bei dem gab es nur ein Glück, eine Ehre, ein Gebot und eine Pflicht: der Schwarztann . . .

Fürs erste mußte er jetzt einmal heim, mußte sich mit seinen Schwestern zu einigen suchen, damit sie sich wenigstns vertrugen. Aber Hanne würde umstecken müssen; denn bei all seiner Seelennot konnte er ihre angeborene Herrschsucht nicht mehr länger dulden; sie war anmaßend, widerlich. —

„Du sollst deine Ruhe haben, alter Vater!" sagte er halblaut und ging um die Kirche herum.

Hier stieß er mit dem Schulmeister zusammen, der vor ihm stehen blieb. „Wohin?" fragte der Schulmeister.

„Zum Scheibenhof."

„Heim?"

„Heim? — — Ja, heim, natürlich!"

„Ich weiß, Sie sind Scheibenhofer geworden. Darf ich Sie dazu beglückwünschen?"

„Danke."

Der Schulmeester hatte sich gewendet, ging mit ihm bis zur Straße hinab und begleitete ihn unaufgefordert ein Stück seines Weges. „Und jetzt?" fragte er.

Heinrich zuckte die Schultern. „Ich weiß es noch nicht; es kam zu überraschend."

Der Schulmeister nickte vor sich hin und wurde sehr nachdenklich. So folgte ein längeres Schweigen.

„Sie gehen in die Rabenfluh?" fragte Heinrich, nur um etwas zu sagen.

„Nein."

Heinrich schaute ihn von der Seite an. Er glaubte die Gedanken seines schweigsamen Begleiters erraten zu haben und ging gerade darauf los: „Warum nicht?"

„Weil der Tag auch für mich eine Entscheidung gebracht hat. Was hab ich in der Rabenfluh noch zu suchen? Es hat ja keinen Zweck!"

„Aber, Mann . . .! Sie wissen ja nicht . . .!"

Der Schulmeister legte ihm rasch die Hand auf den Arm. „Pst!" unterbrach er ihn mahnend. „Ich weiß schon, was Sie sagen wollen. Sagen Sie es nicht. Man bereut so etwas später!"

Sie blieben stehen und schauten sich fest an.

„Sie sind jetzt Scheibenhofer", fuhr der Schulmeister fort. „Die Welt ist für Sie tot!"

„Nicht ganz!"

„Was noch lebt, wird und muß sterben!"

„Nie! So etwas stirbt nicht!"

„Warten wir ruhig ab. — — Aber was auch kommen mag, wir beide wollen zusammenhalten! Hie gut Schwarztann, allweg!"

Sie drückten sich die Hände. Dabei zeigte der Schulmeister ein freies, ehrliches Gesicht, lächelte ihm sogar freundlich zu und ging dann rasch den Weg zurück . . .

Bevor Heinrich auf seinem Weg gegen den Scheibenhof zu umbog, tauchte hinter einem vergessenen und verkümmerten Heckenrest, der am Wegrand grünte, plötzlich der Klausenjörg vor ihm auf. Das Gesicht des Burschen zeigte eine eiserne Spannung, in den Augen flackerte ein unsichereres, unheimliches Feuer. „Was ist dann jetzt", fragte er ohne Umschweife.

„Was willst du?" herrschte Heinrich ihn an; denn die Art und Weise, wie der Bursche ihm begegnete, widerte ihn an.

„Du bleibst im Schwarztann?"

„Ich bleibe."

„Wie lang?"

„So lang ich muß! Als Scheibenhofer werde ich wohl im Scheibenhof bleiben müssen?"

„Du bist . . .?" Die Augen des Burschen wurden gläsern. „Und Zenzl?"

„Das geht dich wohl nichts an!"

Da ging ein auffälliges Zittern durch den Körper des jungen Bauern.

Da regte sich das Mitleid in der Brust Heinrichs. „Laß doch, Jörg! — — Wenn sie dich nicht will, dann ist doch alles sinnlos! Tu nimmer so viel trinken!"

„Weißt du, daß sie mich nit will . . .?"

Heinrich konnte ihm keine Antwort geben; denn in diesem Augenblick sprengten vom Klimmsteig herab in vollem Galopp zwei Reiter, die bald an ihnen vorbei, dem Taldorf zujagten: es waren die beiden Söhne des Schultheißen . . .

Heinrich schaute ihnen sinnend nach. Er wußte, daß sie auf Kundschaft ausgeritten waren. Was brachten sie? — — —

Da streifte sein Blick wieder den Klausenjörg, der immer noch dastand, als trotze er mit dem Schicksal. Er legte ihm die Hand begütigend auf die Schulter: „Geh jetzt heim, Jörg, und mach einen Mann!" mahnte er ihn und ging dann hinauf zum Scheibenhof.

Der Klausenjörg blieb noch unschlüssig stehen. Sein Blick wanderte unablässig zwischen dem Scheibenhof und der Rabenfluh hin und her, als müßte er die Entfernung der beiden Einöden abschätzen. Seine Hände ballten sich dabei krampfhaft zusammen, und aus seinen Augen, die jetzt die beiden Reiter verfolgten, schaute hohläugig der Rachedurst . . .

6. Der Scheibenhofer.

Als Heinrich zu Hause ankam, ging er nicht gleich in die Stube, sondern schlich sich zuerst über die Treppe hinauf in seine Kammer, wo er sich lange Zeit über das geöffnete Fenster lehnte und gegen die Berge schaute. Es schien, als wollte er sich vor den anderen im Haus verbergen. Er sah, daß jetzt etwas geschehen mußte, und doch scheute er sich, die Dinge dort anzufassen, wo sie zunächst angefaßt werden mußten: er mußte mit seinen Schwestern eine Aussprache herbeiführen, damit man sich einmal klar wurde, was zunächst gemacht werden mußte. Sie waren ja alle drei jetzt aufeinander angewiesen, sie mußten sich vertragen. — Er mußte ihnen sagen, daß er von Zeit zu Zeit auf längere Dauer in der Welt draußen sein würde . . . Warum? Weil er einfach mußte! — Und so lange er fort war, mußten sie den Scheibenhof in Händen halten, wie sie es bis heute schon getan hatten. Überhaupt sollte sich wenig ändern, nur die Herrschaft mußten sie an ihn abgeben. Wenn er daheim weilte, war er Scheibenhofer, sonst blieb er Bildhauer . . . Ja, das war die einzige Lösung, mit der man etwas anfangen konnte.

Entschlossen verließ er die Kammer und ging hinab. Im Gang stieß er auf Rosin, die eben eine Decke über den Tisch warf und die Löffel aus der Schublade kramte. Es war Essenszeit.

„Wo ist Hanne?" fragte er sie.

„In der Stube."

„Du kommst dann auch herein. Es gibt noch einiges zu besprechen."

„M'r hend grad zum Essen gricht . . ."

Eben kam der Knecht vom Stall herüber.

Heinrich ging in die Stube.

Hanne war am Tisch mit Schreiben beschäftigt und schaute kaum nach ihm um.

Der Knecht und Rosin sprachen draußen das Tischgebet. Heinrich blieb solange stehen und wartete. Dann ging er auf Hanne zu.

„Was machst du da?"

„I hab alles hergricht; es darf nix fehlen. Geh mer zerst zum Essen!" sagte sie, stand rasch auf und ging ihm voran in den Gang hinaus.

Heinrich war ihr verwundert gefolgt; denn die Ruhe, mit der sie ihm begegnete, überraschte ihn. Er hatte mehr Widerstand erwartet. Auch für ihn war heut das erstemal, seit er wieder daheim war, am allgemeinen Tisch gedeckt, und das erstemal durfte er heut am gemeinsamen Essen teilnehmen. Diese selbstverständliche Hinnahme der Dinge, und vor allem die unerschütterliche Ruhe der Schwestern, machten ihn mißtrauisch. Das konnte doch nicht Ehrlichkeit sein! Unmöglich! Da hätte ja ein Wunder geschehen sein müssen. War es nur Schein? Trug" Heimlich schaute er von Gesicht zu Gesicht. Wortkarg und mit niedergeschlagenen Augen wurde die Suppe gelöffelt.

Dann legte Hanne den Löffel weg, räusperte sich auffällig und wandte sich an den Knecht: „Jochem, da sitzt der Scheibenhofer", sagte sie und deutete auf Heinrich. „Dös ist also von heut ab der Herr, an den du dich halten mußt . . .!"

Heinrich geriet in Verlegenheit. Er wußte wahrlich nicht, was er darauf hätte sagen sollen.

„'s stimmt schon!" bekräftigte Hanne, als der Knecht ihr verwundert ins Gesicht starrte.

Dann rückte er einigemal unbeholfen auf seinem Stuhl hin und her.

Heinrich sagte nichts.

(Fortsetzung folgt.)

Des Königs letzter Schlachtgesang.

Eine Geschichte von Carl Hans Watzinger.

Die Wachtfeuer auf der Ebene bei Lützen leuchteten schwach im dichten Nebel. Das schwedische Heer schlief, sein König aber wachte. Er saß allein im Zelt und lauschte in die Stille der Nacht, die ihn nach unentwegtem Kriegszug wie der Atem Gottes überkam. Er wog den kommenden Kampf gegen Wallenstein in seinen Gedanken, er rechnete kühl. Es offenbarte sich ihm der Sieg.

Nun trat er vor das Zelt. Die beiden Wachsoldaten mit den Hellebarden standen unbeweglich. Er stellte sich vor sie und redete sie an. „Die Nacht ist kalt", sagte er. „Legt euch nieder! Ich bin in Gottes Hut."

Die Soldaten an den Wachtfeuern schraken aus ihrem halben Schlaf, da der König vorüberschritt. Er beachtete sie nicht, er horchte angestrengt nach dem feindlichen Lager. Von dort, es mußte knapp an der Straße sein, klangen ihm Geräusche ans Ohr, er vermochte aber keine vier Schritte weit zu sehen, denn der Nebel lag wie eine endlose Wolke über der Erde. Er ging durch das Lager, mahnte die Wachenden, auf den Feind achtzuhaben, der, wie es schien, nächst der Straße und bis an die Hügel mit den Windmühlen sein Quartier hatte.

Dann kehrte er im großen Bogen nach seinem Zelt zurück. Als er an der Scheune vorbeikam, die seine deutschen Obristen über die Nacht bezogen hatten, überlegte er und trat ein. Da saßen Bernhard von Weimar und Franz von Sachsen-Lauenburg mit ein paar Offizieren, der König erkannte im flackernden Licht der Kerze Knyphausen und Banér, und zechten. Ja, sie waren schon voll des Weines und lachten übermütig, als sie ihn sahen. Er fuhr sie an: „Ihr mäßigt euch nicht, obgleich in wenigen Stunden die Schlacht beginnt?" Die Obristen und die Offiziere blickten zunächst finster, aber sie fanden ihren Frohsinn sogleich wieder, der Herzog Bernhard sagte, auf solche Art könne man sich bei diesem verdammten Wetter warm machen. Sie luden ihn ein, mit ihnen zu trinken. Der König schlug es ihnen kurzweg ab und ging in die Nacht hinaus. Der Nebel schlich wie ein böser Feind zwischen den Zelten. Der Himmel war von Wolken verhängt, kein Stern erglänzte.

Der König gelangte alsbald vor sein Zelt. Die beiden Wächter standen noch immer mit ihren Hellebarden wie Statuen, er mußte strenge werden, daß sie gingen. Bis an den Morgen schrieb er an Oxenstierna, den Kanzler, und an Christine, die Tochter. Er liebte beide, und Oxenstierna lobte er heimlich immerzu seiner Klugheit wegen, die ihm im Übermaße eigen war.

Da die Nacht langsam verzog, erdröhnten die Trommeln, das Lager war erfüllt von Befehlen und sonstigen lauten Stimmen. Um die neunte Stunde standen das schwedische Heer und die deutschen Landsknechte für den Kampf gegen Wallenstein bereit. Der Nebel hatte sich noch nicht gelichtet, er lag dicht wie in der Nacht.

Der König ritt wieder den Schimmel, der vor Nürnberg eine Blessur erlitten hatte, er ritt die Reihen entlang. Er rief den Herzog Bernhard an, er sagte: „Der Nebel wird verziehen. Wir werden die Schlacht wagen können." Und er sprach auch zu den Soldaten: „Diese Stunde schenkt uns Gott, daß wir sie nützen." Und da kam es mit seliger Gewalt über ihn, er spürte, daß ihm der Himmel auch in dieser entscheidenden Stunde gnädig war. Seine Augen leuchteten.

Er kam an dem langen Jarl vorüber, der ihn noch auf jedem Feldzug begleitet hatte. Er verhielt den Schimmel, rief: „Jarl, Gott wird uns den Sieg geben, ich fühl's!"

Jarl blickte dem König geradewegs in die Augen und versetzte: „Mein König, du solltest dich besser wappnen. Ein Lederkoller ist kein Schutz für den Leib."

Der König stutzte einen Augenblick, dann aber lachte er und sagte fröhlich: „Mein Schutz ist Er", und er deutete mit der Rechten gen Himmel.

Wie die Soldaten sahen, daß er den Arm hob, verstummten sie jach. Der König war indes wieder an die Spitze des Heeres geritten. Als er das Pferd wendete und sie von Angesicht zu Angesicht schweigsam sah, seines Befehles wartend, da rief er, plötzlich überwältigt von der Macht Gottes, die ihn, wie er sicher fühlte, zum Streiter für Freiheit und Recht des deutschen Volkes erkoren hatte: „Wir wollen uns Kraft holen für den Kampf!" Und er begann laut zu singen. Er sang:

„Verzage nicht, du Häuflein klein,
obschon die Feinde willens sein . . ."

Der König, wie er so sang, schütterte die Herzen der Schweden und Deutschen, sie starrten noch eine Weile auf ihn, dann aber fielen sie im Chor ein.

Und sie sangen die nächste und die dritte Strophe, zuversichtlich füllte es die Weite:

„Gott ist mit uns, und wir mit Gott;
den Sieg woll'n wir erlangen."

Die Kaiserlichen lauschten. Wallenstein, der in der Stube der großen Windmühle beim Fenster stand, horchte, bis der Gesang verklungen war. Er bewegte die Hand, als wolle er etwas, das seinem Geiste und seinem Herzen zuwider war, wegwischen. Dann drehte er sich nach den Offizieren um, die den Raum füllten, und sagte dumpf, indem er die Generale Isolani und Piccolomini mit seinen Augen beinahe durchbohrte: „Am Abend soll er nimmer singen."

Nach diesen Worten zerriß die Wolkenwand, und die Sonne schien auf die Ebene. Silbern leuchtete jetzt der Nebel.

„Wes Zeichen?" fragte Walleinstein unvermittelt und wies nach dem Tagesgestirn. Er gab den Befehl zum Aufbruch.

Am Abend lag der König tot. Der Sieg jedoch gehörte den Schweden.

Altnordische Kultur.

Von Dr. Werner Freytag.

Aus den Feldern und Mooren Dänemarks, das einer seiner größten Dichter überlieferungsgemäß als „Frejas Saal" besang, haben die Forscher nordischer Altertumskunde eine Fülle von Waffen und Gerätschaften und Schmucksachen aus Stein, Bronze, Eisen, Silber und Gold, nicht zu vergessen den Bernstein, zutage gefördert. Diese Funde geben uns aufschlußreiche Hinweise für den hohen Stand der altnordischen Kultur, ja, der menschlichen Entwicklung überhaupt. Die heidebraunen Hühnengräber und verwitterten Runensteine reden hier die gleiche trutzige Sprache, wie die Granitwölbungen der ersten dänischen Gotteshäuser. Auf einem der drachenverzierten Runensteine der Jellinger Kirche, in der sich die Asche des von Karl dem Großen nie bezwungenen Gorm Grymme und seiner stolzen Gemahlin Danebrod befindet, stehen, gleichsam für die Ewigkeit bestimmt, die Worte: „König Harald ließ diesen Stein zum Gedächtnis seines Vaters Gorm und seiner Mutter Tyra errichten. Harald, der sich ganz Dänemark und Norwegen gewann und die Dänen taufte."

In die Zeit der Christianisierung dänischen Bodens führen uns auch jüngste Funde des Direktors Paul Nörlund vom Nationalmuseum in Kopenhagen. Da sind vor allem die Grabungen zu nennen, die auf dem Gelände der einstigen Wikinger-Burg Trelleborg (nicht zu verwechseln mit der schwedischen Hafenstadt gleichen Namens) in der Nähe von Slagelse vor fünf Jahren in Angriff genommen wurden und nunmehr zu einem ersten, überraschenden Ergebnis geführt haben. Je tiefer man grub und je mehr man das Grabungsfeld erweiterte, als desto größer erwies sich die Fundstätte. Aus dem Burggelände wurde allmählich eine großzügige Befestigungsanlage, und heute geht man wohl nicht mehr fehl in der Annahme, die Umrisse einer der mustergültig angelegten Wikinger-Kasernen aus der Regierungszeit König Knuds des Großen vor sich zu haben. Man stieß bei den Ausgrabungen zunächst auf einen ringförmigen Erdwall und entdeckte darunter, was Nörlund bereits früher vermutet hatte: deutliche Überreste langer, gleichmäßig angelegter Kasernenbauten. Das gesamte Gelände einschließlich des Ringwalles beläuft sich auf fünf „Tönder Land", das sind nach deutschen Maßen rund 25 Morgen. Wir haben es hier mit einer vorbildlichen Befestigungsanlage aus dem ersten Drittel des elften Jahrhunderts zu tun.

Knud der Große regierte damals über Dänemark, Norwegen und England (1014—1035). Durch die grausame Ermordung seines beherzten Gegenspielers Edmund Eisenseite (Ironside) schwang er sich zum alleinigen Beherrscher dieser Reiche auf. Mit der Macht seines Schwertes unterwarf er die Pommern, Ermeländer und Samländer. Durch geschickte Heiratsverhandlungen mit Kaiser Konrad II., einer der strahlendsten Gestalten deutscher Geschichte, gelangte er außerdem in den Besitz der für die dänische Krone so wichtigen Mark Schleswig. Er erblickte das einzige Heil seiner Herrschaft in enger Zusammenarbeit mit der römischen Kirche und baute, wie man sagte, um seine frühere Grausamkeit zu sühnen, zahlreiche Kirchen und Klöster im Lande. Dänen und Engländern sicherte er gleiche Rechte und gleichen Schutz der Person und des Eigentums zu. Das von ihm nach England gebrachte dänische Recht wurde später Grundlage einer Weltgemeinschaft. Seine größte Sorge aber galt der Wahrung und Sicherung des Erworbenen. Auf seine „Huskerle", disziplinierte Elitetruppen, konnte er sich jederzeit verlassen. Er baute ihnen feste Lager, ja, Kasernen, und eine von diesen einst massiven militärischen Bauten glaubt Nörlund nunmehr aus jahrhunderte alter Versenkung ans Tageslicht gefördert zu haben.

Doch begnügte sich der Forscher noch nicht mit diesem Ergebnis. Er stieß zufällig außerhalb des Ringwalles auf Spuren uralter menschlicher Niederlassungen, auf eine Kette von „Vorwerken" mit den Überresten zahlreicher Behausungen ohne Herdstätten. Das besondere Interesse Nörlunds galt einigen wohlkonservierten Skeletten. Das zunächst genauer untersuchte Gerippe stellt einen mittelgroßen Mann von 1,70 Meter Höhe dar. Er muß — vielleicht nicht gleich, sondern später — ein christliches Begräbnis erhalten haben, denn er lag offensichtlich mit dem Kopfe nach Westen zu. An seiner Seite fand man vier verrostete Sargnägel und ein kurzes Messer. Auf seiner Brust ruhte eine einzelne Perle, die man ihm nach echt heidnischer Sitte wohl als Lösegeld in die Ewigkeit mitgegeben hatte.

Der Todeskahn.

Erzählt von **Fritz Winkler.**

Hagener hieß er. Er baute Kaffee an der Ostkordillere, sehr viel Kaffee. Er verstand es auch, diesen Kaffee zu verkaufen, obwohl das einem Deutschen nicht immer ganz leicht gemacht wurde. Hagener hatte Freunde und Feinde, wie jedermann, aber ob Freund, ob Feind, alle sprachen mit großer Achtung von ihm. Und das verdankte er wohl seinen Erfolgen, mehr aber noch, so seltsam das klingen mag, seinem Charakter, seiner deutschen Art, dieser stählernen Zucht . . .

Immer wieder, im ganzen Bezirk San Tecuiso, hörte ich seinen Namen nennen, oft sogar mit einem Unterton, der scheue Ehrfurcht auszudrücken schien. Nach dem, was als Geraune unter den Farbigen umging, mußte er ein wahrer Hexenmeister sein. Da war eine alte Mulattin namens Nuna, ein besonders prächtiges Exemplar von Entsetzen einflößender Häßlichkeit, die in dem zaubergewaltigen Rufe stand, Wunden mit frommen Sprüchen heilen zu können. Diese Nuna hatte er einmal dabei ertappt, wie sie ihm ein Ferkel frisch von der Suhle wegholen wollte. Heiliges Bambino, es war doch bloß ein kleines, ein ganz winzig kleines Ferkelchen gewesen! Er hatte nichts gesagt, gar nichts, aber er hatte sie angeblickt, so wie eben der Hagener manchmal blicken konnte. Und seit der Zeit, behauptete die Nuna, müsse sie hinken. Ja, der Padrone hielt es eben mit dem Teufel, jawohl! Davon waren auch alle die anderen Farbigen felsenfest überzeugt, und deshalb genügte das bloße Auftauchen Hageners, den Faulen die Gelenke geschmeidig zu machen.

Mit mehreren solcher Geschichten umrankte die abergläubische Phantasie das Wesen dieses Mannes, dessen ganzes Geheimnis in einer eisernen Selbstbeherrschung bestand, einer Zucht, die es dem brausenden Blute niemals gestattete, den besonnenen Willen zu überflammen. Davor hatte man eine ungeheure Bewunderung, eine heilige Ehrfurcht, hier, wo das heiße Temperament so leicht überschäumte, wo der Dolch oft schneller war als der überlegende Gedanke. Offensichtliche Unbeherrschtheiten duldete Hagener auf seinen Besitzungen auch bei anderen nicht. Deshalb hatte er sogar seinen besten Gaucho, den Mestizen Gil de la Rosa, davongejagt, weil er in sinnloser Wut einer störrischen Kuh ein Auge ausgeschlagen hatte. Das konnten nun freilich auch die anderen Gauchos nicht begreifen, und es verband sie der geheime Wunsch, den Hochmut, denn so nannten sie seine Beherrschung, dieses fischblütigen Hacdiendeiros, zu Fall kommen zu sehen. Aber da geschah jene erschütternde Begebenheit:

Hagener hatte von einem Besuch der alten Heimat eine junge Frau mitgebracht, ein lichtblondes, goldschimmerndes Wunder, wie die schwarzäugigen Mestizen hingerissen feststellten. Frau Vera hatte von ihrem Vater zu ihrem persönlichen Schutz einen gut dressierten Schäferhund mitbekommen, der auf den stolzen Namen Rex hörte. Rex bekam gar bald Gelegenheit, sich als treuer Beschützer zu erweisen. Er vermeldete den Gaucho Gil, der in den Büschen des Kaffeegartens Hagener auflauerte, um sich für seine Entlassung zu rächen. Er stellte ihn dann auch, obgleich er dabei einen bösen Dolchstich erhielt. Vera liebte Rex als den Lebensretter ihres Mannes.

Einige Wochen später zeigte der Horizont schon am Morgen einen dunklen Dunststreifen, das untrügliche Zeichen für die herannahende Regenzeit. Da setzte nun Hagener rasch noch einmal Fischreusen im Rio Upaga, einem Bergwasser, das gleich hinter dem Hause vorbeifloß. Die Reusen standen um ein Inselchen herum, auf dem sich eine kleine Badehütte befand. Auf diese Insel hatte er Rex als Wächter für sein Fangzeug zurückgelassen, da er selber mit einem Viehhändler zu seiner Ranch hinaus mußte. Während sich nun das Geschäft mit der landesüblichen Umständlichkeit abwickelte, brach eines jener Unwetter los, die in diesen Breiten urplötzlich daherkommen, mit grellblauem Feuer und prasselnden Schmetterschlägen und die Erde mit Wasserstürzen ertränken wollen. Frau Vera daheim hatte alle Hände voll zu tun, die eingedrungenen Wasserfluten aus den Zimmern zu vertreiben. Dabei ging ihr Blick ganz zufällig einmal zum Fluß hinüber. Was sie da sah, jagte ihr eiskalten Schreck in die Brust. Der Fluß war zum reißenden Strome geworden, die Insel war bereits von den trübbraunen, quirlend dahinschießenden Wogen überschwemmt. Und in dem Wasser lief Rex aufgeregt hin und her, hin und her. Man sah ihm die Angst an. Als er seine Herrin, die eilig hinauslief, erblickte, winselte er, und in seinen Augen glomm die Todesangst. Schnell entschlossen kettete Vera den Kahn los und stakte hinüber. Es war ein großes und gefährliches Wagnis, beinahe hätte die Strömung den Kahn unter die Sträucher gedrückt, fast ging die Anstrengung über ihre Kraft. Der Hund lechzte ihr förmlich entgegen, seine Flanken flogen vor Aufregung, er erhob sich auf die Hinterbeine. Und dann, fast hatte der Kahn das Ziel erreicht, hielt es Rex nicht mehr aus. Er sprang in den Kahn, auf Vera zu. Diese verlor von dem jähen Ansprung den Halt, sie schwankte, stürzte und versank in den Fluten. Das alles hatte Hagener, der inzwischen zurückgekommen war, mit ansehen müssen. Ohnmächtig ansehen, ohne helfen zu können. Kieloben trieb der Kahn ab. Hagener stand wie erstarrt, vom Schreck gelähmt, vornüber gebeugt. Die neugierig zusammengelaufenen Farbigen waren vor Entsetzen stumm, sie wagten kaum zu atmen. Noch immer verhielt Hagener regungslos, dann ging sein Blick nach unten. Um seine Füße winselte der Hund, dem es gelungen war, schwimmend das Ufer zu erreichen. Wie ein verzehrender Blitz fuhr es aus Hageners Augen, er riß die Pistole hervor, der Daumen schob die Sicherung hoch. Aber da sah er die von der Erregung verzerrten Gesichter der Mestizen, die nichts Menschliches mehr hatten. Ein Schwanken durchlief seine Gestalt, das Beben eines inneren Kampfes, es war grauenhaft, den starken Mann so zittern zu sehen. Doch schon wurde seine Haltung wieder straff, er steckte die Pistole in die Tasche, er legte dem Hunde die Hand auf den Kopf und murmelte: „Armes Tier, du brauchst keine Angst zu haben, nein, nein!"

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg